

Inhalt

Schwerpunktthema: Gewalt

- Die vielen Seiten der Gewalt 5
Editorial
MICHAEL B. BUCHHOLZ
- Sexualisierte Gewalt in bewaffneten
Konflikten am Beispiel des Bosnienkrieges 15
ANJA ORTMANN
- Gender Based Violence in South Africa 22
Does apartheid play a role?
AUDREY NAMDIERO-WALSH
- »Sexual Predators« –
die Monster unserer Zeit? 30
Projektionen in der Konstruktion
des Sexualstraftäters
ISABELLA KRUPP
- Why Do Men Not Disclose
Their Sexual Abuse History? 37
Some Reflections and Misconceptions
of an Unspoken Violence
Based on a Social Psychology Perspective
CAROLINA GEHRKE GUS
- Das Stigma der psychischen »Störungen«:
Mehr als eine Wiederaufnahme
der »labeling«-Debatte 44
LUCIJA HRASTNIK
- »Na die ham'se ja schön plattjemacht alle,
alter Schwede ey« 53
Eine mikroanalytische Perspektive auf die G20-
Polizeigewalt am Rondenbarg-Komplex
NICOLA ELENA GRAAGE
- Entstehung und Prävention von Gewalt
bei Großdemonstrationen 62
Eine mikrosoziologische Perspektive auf die
gewaltsamen Konfrontationen zwischen Polizei
und Demonstrant*innen bei der »Welcome to
Hell«-Demonstration des G20-Gipfels 2017
JOHANNA LILIAN KLINGE

- »Wir müssen davon ausgehen,
dass Polizisten bei diesem Einsatz
brennen werden« 72
Eine psychoanalytische Betrachtung
polizeilicher Öffentlichkeitsarbeit am Beispiel
des G20-Gipfels in Hamburg 2017
SINJA TSAI
- Verletzungen anerkennen 80
Zur Rolle von Entschuldigungen
in intergruppalen Versöhnungsprozessen
LISA WESSING
- The Teacher as a Social Transformer 92
IRAYETZIN HERNÁNDEZ

psychosozial aktuell

- Das Unbehagen in der Kultur 103
Alte Ressentiments – neue Radikalität:
Fluchten ins Autoritäre
BRUNO HEIDLBERGER

Rezensionen

- In weiser Voraussicht 111
Steven Taylor (2020). *Die Pandemie
als psychologische Herausforderung*.
Gießen: Psychosozial-Verlag
FLORA PETRIK
- Wir Verschickungskinder 113
Anja Röhl (2021). *Das Elend
der Verschickungskinder*.
Gießen: Psychosozial-Verlag
GÜNTER WEIER
- Zur Bedeutung der Passung
in der Psychotherapie 114
Annelie Sand & Paul L. Janssen (2019).
Ich bin der Rede wert.
Gießen: Psychosozial-Verlag
BJÖRN RIEGEL

- Impressum** 117

Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

Die Zeitschrift **Widersprüche** ist ein Forum für Theorie und Politik des Sozialen, Kritik und Kontroverse sowie für Entwürfe alternativer Praxis. **Widersprüche** informiert Sie viermal im Jahr kritisch, undogmatisch, theorieorientiert und praxisnah zu einem Schwerpunktthema.

www.widersprueche-zeitschrift.de

Heft 159

**Wir bestimmen Dich mit:
Partizipation als Konflikt**
2021 – 117 Seiten – 15,00 €
ISBN 978-3-89691-029-5

Heft 158

Digital Society
**Binäre Codierung von Arbeit
und Alltag**

Heft 157

**Gesellschaftliche
Institution(en)**
**Kritik und Perspektive der
Institutionalisierung von
Bildung und Sozialem**

Widersprüche 156

**Zur alltäglichen Arbeit
an den Grenzen von
Zugehörigkeit**
**Praxen der Migration und
sozialer Ausschließung**

Die Widersprüche erscheinen im

Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

41. Jahrgang · März 2021

Wir bestimmen Dich mit: Partizipation als Konflikt

Stephanie Pigorsch
Miesepeilige Sozialarbeitende in Situationen veranstalteter Partizipation (Nicht-)Nutzung als alltagsorientierte Kritik an der sozialräumlichen Beteiligungspraxis

Dayana Fritz
„Nun sag', wie hast du's mit der Partizipation?“ Das Spannungsfeld von Partizipation und Ausschließung als Gretchenfrage an die Heimerziehung

Nicoletta Rapetti
Mitmachen um jeden Preis? Partizipation, Herrschaft und das Bundesteilhabegesetz


Rudi Sack
Partizipation konkret gestalten. Ein Bericht aus der Praxis der inklusiven Arbeit

Peter Schruth
Zerriebene „Genugtuung“ zwischen ignoriertem systemischem Unrecht und überkontrollierter Fondsumsetzung – zur Rehabilitation ehemaliger Heimkinder in Deutschland

Forum

Thure Allting
„Der Antisemit hat den Haß gewählt“, „Hate Speech“, Hass und Antisemitismus

Arbeitskreis Kritische Soziale Arbeit Stuttgart
Die Versteigerung von Deprofessionalisierung, eingeschränkter Partizipation, sozialen Ungleichheiten und unzureichender Ausstattung – Corona als Brennglas für die Herausforderungen der Sozialen Arbeit



VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT
info@dampfboot-verlag.de | www.dampfboot-verlag.de



Schwerpunktthema:

Gewalt

**Praktiken, Funktionen,
kommunikative Werte, Motivationen**

Herausgegeben von Michael B. Buchholz



Eckhard Roediger &
Eva Frank-Noyon (Hrsg.)

Paare bewegen

Schematherapie mit Paaren in der Praxis

2021, 288 Seiten

EUR 29,80

ISBN 978-3-87159-160-0

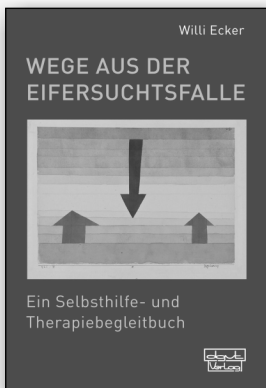
Auch als E-Book erhältlich:

ISBN 978-3-87159-460-1, EUR 27,99

Paartherapien können sehr komplex werden.

Dieses Buch gibt durch seinen modularen Aufbau eine systematische Anleitung, um in der Therapie auf die zentralen Konfliktzirkel zu fokussieren, die erstarrten Muster zu verstehen und idealerweise zu unterbrechen. Das eröffnet dem Paar die Möglichkeit, wieder emotionale Nähe zu fühlen und konstruktive Paargespräche zu führen.

Ergänzende Einzelsitzungen machen zudem eine vertiefte Arbeit möglich, um biographische „Altlasten“ anzugehen, die andernfalls die Paartherapie blockieren können.



Willi Ecker

Wege aus der Eifersuchtsfalle

Ein Selbsthilfe- und Therapiebegleitbuch

2020, 124 Seiten

EUR 14,80

ISBN 978-3-87159-246-1

Auch als E-Book erhältlich:

ISBN 978-3-87159-446-5, EUR 11,99

Dieses Buch beschreibt ausführlich und anhand vieler Beispiele typische Eifersuchtsphänomene und skizziert die wichtigsten Erklärungsansätze für normale sowie übermäßige Eifersucht. Es hilft bei der

Analyse von Eifersucht und identifiziert Tücken und Sackgassen eifersuchtsbezogener Denkprozesse.

Als Leitfaden zeigt *Wege aus der Eifersuchtsfalle* auf, wie sich sinnvolle Veränderungsschritte durchführen lassen, um Abstand zu selbstzerstörerischem und beziehungs-schädlichem Kontrollverhalten zu gewinnen, und wie partnerschaftliche Kommunikation über Eifersuchtsprobleme in konstruktive Bahnen gelenkt werden kann. Die erläuterten Vorgehensweisen können eigenständig zur Selbsthilfe oder mit Unterstützung einer Psychotherapie angewendet werden.



Hechinger Str. 203 • 72072 Tübingen
Tel.: 0 70 71 / 79 28 50 • Fax: 0 70 71 / 79 28 51
E-Mail: dgvt-Verlag@dgvt.de • Internet: www.dgvt-Verlag.de

Die vielen Seiten der Gewalt

Editorial

Michael B. Buchholz

psychosozial 44. Jg. (2021) Heft II (Nr. 164) 5–14
<https://doi.org/10.30820/0171-3434-2021-2-5>
www.psychosozial-verlag.de/ps

Ich habe an der IPU Sozialpsychologie gelehrt und setzte in den Bachelor-Kursen alles daran, Studierenden zu vermitteln, dass Sozialpsychologie keineswegs von »der Gesellschaft« handelt, die auf Subjekte »Einfluss« nimmt oder auf sie »einwirkt« – mit solchen Sprachformeln ist schon alles verbaut. Man tut dabei ja so, als gäbe es »hier Subjekte« und »dort Gesellschaft«, die sich »beeinflussen«. Dann kann sich auf der Seite der Subjekte die »innere« Welt der Psychoanalyse dazugesellen, während »im Außen« (wie ein merkwürdiger Sprachgebrauch sich eingebürgert hat) sich die Sozialpsychologie befindet. Unter der Hand gäbe man damit der Vorstellung Raum, dass Sozialpsychologie etwas mit dem »Krankmachenden« (also dem »Bösen«) der Gesellschaft zu tun hat, während die Subjekte schon immer auf der guten Seite, auf der Seite der Wahrheit, dem »wahren Selbst« und der »Authentizität« angesiedelt werden. So denken Studienanfänger meist, sehen sich mit einer solchen Grund-Unterscheidung politisch eher »links«, bekommen aber nicht geringe Schwierigkeiten, wenn sie entdecken, wie sehr zum Beispiel der Authentizitäts-Begriff mittlerweile auf der rechten Seite des politischen Spektrums angekommen ist – weil damit etwa »Bio-deutsch«-Sein begründet wird. Wie kann man mit »Authentizität« dann überhaupt noch »kritisch« denken? Wer in Begriffen von »Einwirkung« der Gesellschaft auf die »Subjekte« schreibt, unterstellt unvermeidlich, dass es gleichsam vor-gesellschaftliche Subjekthaf-tigkeit gäbe – aber kann es die denn geben? Auch in Lehrbüchern der akademischen Sozialpsychologie steht es leider oft nicht viel besser.

Mit einer solchen Unterscheidung hat 1968 und in den folgenden Jahren für viele die Verknüpfung von »kritischer Theorie« und »Psychoanalyse« eingesetzt; ein Klassiker war damals das Buch von Arno Plack *Die Gesellschaft und das Böse* (1968), das manche noch erinnern werden. Die Psychoanalyse erschien als diejenige Theorie, die »das Böse« anthropologisch zu denken versuchte, es in den menschlichen Tiefen verortete und dann davor warnte. Aber war das »Entdeckung«? War das nicht vielmehr uralte theologische Behauptung, die einen selbst in den Stand setzte, warnend den Zeigefinger zu heben? Mahnend zu sprechen und die Metapher vom Durchbruch der bösen Kräfte durch den »dünnen Firniß der Zivilisation« immer wieder zu formulieren? Der alt-testamentarische, prophetische Gestus taucht auch heute hin und wieder auf. Die eigentliche Frage wird dann, wie und wo die Sozialpsychologie in der Psychoanalyse Platz nehmen könnte?

Etwa fünf Jahre nach ihrer Gründung hat die International Psychoanalytic University (IPU) damit begonnen, Masterkurse in englischer Sprache (MAE) für Studierende aus aller Welt anzubieten. Aleksandar Dimitrijevic hatte die Idee zu diesen Kursen, er hat sie initiiert und sie verantwortlich organisiert. Darin haben wir versucht zu lehren, dass Sozialpsychologie keineswegs »Nebenfach« an der Seite der klinischen Fächer ist, sondern dass die soziale Dimension des menschlichen Lebens die schlechthin zentrale und relevanteste Dimension ist. Das war ja auch Freuds Position in den Einleitungssätzen von »Massenpsychologie und Ich-Analyse«. Das wurde in einjährigen

Master-Kursen zur Sozialpsychologie erweitert und vertieft. Grundlegend schon im Bachelor-Kurs war: Ohne Sozialität würden wir schon als Säuglinge nicht überleben, würden wir keine symbolischen Fähigkeiten entwickeln und könnten keinerlei überlebensnotwendige Kooperationen entfalten. Jede Begrüßung zeigt das in elementarer Form, jedes Ausbleiben einer erwartbaren Gruß-Erwidern zeigt es an der entstehenden Irritation ebenfalls. Joachim Bauer (2011, S. 59f.) zitiert William James aus dem Jahre 1890:

»Wenn sich niemand zu uns umdrehte, wenn wir den Raum betreten, wenn niemand antwortete, wenn wir sprechen, wenn niemand wahrnehme, was wir tun; wenn wir von allen geschnitten und als nicht existierend behandelt würden, dann würde eine derartige Wut und ohnmächtige Verzweiflung in uns aufsteigen, dass im Vergleich dazu die grausamste körperliche Qual eine Erlösung wäre.« Dieses hellsichtige Statement des legendären Gründungsvaters der modernen Psychologie, William James, stammt aus dem Jahre 1890. Über hundert Jahre später gibt ihm die moderne Hirnforschung in vollem Umfang recht.«

Wir reagieren auf soziale Ausschlussverfahren, ja schon auf Ignoranz, als wäre es körperlicher Schmerz; jedenfalls tut unser Gehirn das, eine These, für die Joachim Bauer viele Belege zusammenträgt. Das Gehirn kann freilich auch unterscheiden, was folgt; es arbeitet als »predictive brain« (Picard & Friston, 2014). Das ist nicht weit entfernt von der an Wittgenstein angelehnten These des Psychoanalytikers (Beland, 2015, S. 184), dass das bewusste wie unbewusste Urteil über die Situation (»Was liegt hier vor?«) der Ausbildung eines Affekts vorausgeht. Auch Affekte haben eine Urteilsbasis.

Insbesondere die Forschungen von Michael Tomasello (2003), wie auch von vielen anderen (Beebe, 2014; Braten, 1998; Tronick, 2007), haben dem Sozialen in unterschiedlichen Ausarbeitungen eine derartig basale Funktion zugewiesen, dass das hin und wieder in psychoanalytischen Kreisen zu lesende Vorurteil, etwas sei »ja nur« Sozialpsychologie, erkennbar auf nichts anderem beruht als auf Unkenntnis. Und

auf den beschriebenen, nicht aufgegebenen, aber falschen Grundunterscheidungen, die ich hier an den Anfang gestellt habe. Die Psychoanalyse ist dabei, diese abwehrende Tradition zu überwinden (King, 2018; Moore, 2016).

Es war klar, dass solche Fragen auch im englischen Masterkurs auftauchten und von Studierenden, die der Psychoanalyse wegen aus vielen Ländern nach Berlin gekommen waren, beantwortet werden mussten. Einige entdeckten dringlich, dass psychoanalytische Kompetenzen nicht nur hinter der Couch gefragt waren, sondern in vielfältigen und schwierigen Lagen von einigen Millionen Menschen in ihren Ländern, die nicht nur an früher Deprivation im Säuglingsalter litten, sondern an der Vorenthaltung von Bildungschancen, an Drogengefahren, an gefährlichen Ideologien und an brutalem Verbrauch als Kindersoldaten.

Hier einige der im englischen Masterkurs diskutierten Fragen und Antworten: Die Psychoanalyse muss nicht nur vertikal über immer frühere Tiefen spekulativ Theorie – über »frühen« Neid, über »perverse Kerne« – ausbilden, sie kann und muss unbewusste Dimensionen der horizontalen, der interaktiven, sozialen und kulturellen Welten thematisieren und sich mit anderen Wissenschaften dabei auseinandersetzen und zusammentun; sie kann das durchaus übriges mit klinischem Gewinn! Denn sie bleibt ja als Psychoanalyse dabei. Tiefe und Unbewusstheit, die in der Interaktion entsteht, ergibt sich aus dem Prinzip der Komplementarität, als dessen Erfinder Sigmund Freud durch George Devereux (1980) ausgewiesen ist. Ricœur (1986) sprach vom »stereoskopischen Sehen« und Gregory Bateson (1981) nannte es das »binokulare Sehen«. Etwas von der einen wie von der anderen Seite her zu sehen, es soziologisch und psychologisch aufzufassen, es vom Einen wie vom Anderen her *zugleich* denken zu können, das *erzeugt* Tiefe, wie im optischen Sehen mit zwei Augen eben auch. Dies Nebeneinander vollzieht die professionelle Praxis im klinischen Gespräch. Doch theoretisch *darstellen* und damit auch *lehren* lässt es sich nur in zeitlicher Abfolge.

»Wir haben keinen anderen Weg, von einem komplizierten Nebeneinander Kenntnis zu geben als

durch das Nacheinander der Beschreibung, und darum sündigen alle unsere Darstellungen zunächst durch einseitige Vereinfachung und warten darauf, ergänzt, überbaut und dabei berichtigt zu werden« (Freud, 1940, S. 138).

Richtete sich der psychoanalytische Blick nur in die vertikale Tiefe und gefiele sich darin, immer frühere Spekulationen behaupten zu müssen, verfiel er der bereits von Balint (1968) monierten Tendenz der immer weiter zurückgehenden und immer spekulativeren Vordatierung. Das kann die Logik, der wir zu folgen hätten, nicht sein, denn sie wäre ignorant gegenüber aller Erfahrung, die wir machen – mit anderen Menschen, mit Müttern und Vätern oder auch deren Fehlen oder mit deren mangelnden Beziehungsqualitäten. Dann aber auch mit Mitschülern, Drogenverkäufern, Vorgesetzten, Pflegepersonen, mit Lehrern oder deren Fehlen, mit Anregern zu Bildung und Interessen oder aber Verführern zu Gewalt. »Tiefe« wird vervollständigt, sobald ihre schlummernden Potenziale in die theoretische Aufmerksamkeit rücken; sobald soziale »Intersubjektivität« primär angesetzt wird (Buchholz, 2019): auf der Grundlage von empirischen Beobachtungen, die manches psychoanalytische Wissen sehr wohl bestätigen, aber in einem übergreifenderen Bezugsrahmen, eben in einem interaktionstheoretischen, genauer verorten.

Ein Beispiel: Hans Loewald, ein höchst integrierend wirkender Psychoanalytiker im New York der 1970 bis 1980er Jahre, beschrieb als einen Teil von Sándor Ferenczis Erbe (Miller-Bottome & Safran, 2018, S. 227) das, was er »meeting of minds« nannte. Es ist Vorbedingung der Verstehensoperation im Behandlungszimmer: »Understanding would seem to be an act that involves some sort of mutual engagement, a particular form of the meeting of minds« (Loewald, 1979, S. 165).

Wenige Jahre später findet sich diese Formel bei einem der einflussreichsten Sozialwissenschaftler der Zeit, Jerome Bruner, wieder:

»What I want to offer here is a sketch of some relevant points. At its most sophisticated level,

joint attention is, in effect, a »meeting of minds.« It depends not only on a shared or joint focus, but on shared context and shared presuppositions« (Bruner, 2014 [1995], S. 6).

Damit wird schon genauer bestimmt, was ein »meeting of minds« braucht: einen gemeinsamen Fokus der Aufmerksamkeit, gemeinsam erlebte Kontexte und geteilte Vorannahmen, deren Herstellung vor allem in den Anfangsphasen einer psychoanalytischen Behandlung eine wichtige Rolle spielt.

Wie ein Echo leuchtet diese Formel vom *Meeting of Minds* dann als Buchtitel eines relationalen Psychoanalytikers (Aron, 1996) auf. Was gemeint ist, lässt sich von der psychologischen wie von der sozialen Seite aus beschreiben. Überraschenderweise kann man das bei einem der wichtigsten derzeitigen Linguisten finden: »So when we study human interaction, we are studying the mind, in the real sense of that word: an interpretative system that is distributed through and across people, places, and times« (Enfield, 2013, S. XVIII). Der Buchtitel des Linguisten heißt *Relationship thinking* – für eine Psychoanalyse, die mit anderen im Gespräch bleiben will, von ebenso großer Bedeutung wie der von Aron. Fragt man nun, wo denn das Unbewusste bleibt, findet man intelligente Antworten: »... an unconscious state of mind is not primarily a matter of something which I, qua epistemic subject, fail to acknowledge, but rather of a specific expressive position which I, as speaker, cannot occupy« (Feyaerts & Vanheule, 2017, S. 15). Solche Positionen zu besetzen helfen, kann sicher als eine der anspruchsvolleren psychoanalytischen Aufgaben beschrieben werden – aber eben nicht nur im Behandlungszimmer. *Meeting of Minds* ist eine Formel, die detailliert bei den genannten Autoren bearbeitet wird. Sie könnte einer Psychoanalyse des Sozialen in einer Welt der Sprachverwirrungen, der Verhetzungen ebenso wie der immer komplexer werdenden reichhaltigen Diskurse, leitend werden.

Tatsächlich hat die Psychoanalyse den Individualismus, der mit einer vertikalen Tiefenvorstellung verbunden ist, längst verlassen auf ihrem Weg von der Analyse des Es zur

zentralen Konzeption einer Intersubjektivität (Kenny, 2013). Dass sie dabei immer noch von »Objekt«-Beziehungen spricht statt von anderen Personen, muss man leider konstatieren. Der theoretische »turn«, den Kenny in gut geführten Interviews mit »Master Clinicians« über transkribierte analytische Sitzungen führt, zeigt, wie weit tatsächlich Sozialpsychologie, gerade im therapeutischen Gespräch, geheime Leitwissenschaft der klinischen Situation geworden ist.

Wenn es durch die genannten Forscher im weiten Feld der (psychoanalytischen) Sozialtheorie einen »interactive turn« gab, dann könnte die Psychoanalyse endlich den Schritt zu einem »communicative turn« wagen – sie würde, wie Freud vorschwebte, wieder Beobachtungswissenschaft (Buchholz, 2015), sie könnte binokulär eine Dimension der Tiefe des Menschlichen aufweisen und sie könnte das hilfreiche Gespräch mit bedürftigen Menschen lehrbarer machen. Sie könnte der Gefahr der Bedeutungslosigkeit angesichts radikaler Medizinalisierung in Berufspolitik und Versorgung stärker entgegenreten. Nämlich anschlussfähig an eine Vielzahl von empirischen Befunden.

Wo aber bleibt »das Böse«? Welchen Platz hätte es im »communicative turn«? Diese Frage drängt sich angesichts der weltweiten und sehr nah gerückten Erfahrungen unvermeidlich auf. Freilich, eine wesentliche Dimension des Sozialen sind Gewaltausübung und Gewalterleiden in vielfältigsten Formen. Beruht Gewalt aber nicht auf Gefühlen? Im Seminar tauchten solche Fragen immer wieder auf.

Eine wichtige Beobachtung von Jan-Philipp Reemtsma (2008) war – sein Buch hat mehrere Semester beeinflusst –, dass moderne Gesellschaften sich Gewalt als »Ausbruch« des Unheimlichen, als Durchstoß oder »Durchbruch« mächtiger, aber niedergehaltener Kräfte durch den »dünnen Firniß der Zivilisation« vorstellen. Zu solchen Praktiken der Verrätselung der Gewalt (Leuschner, 2013) gehört etwa die alltäglich zu hörende Floskel, dass ein Gefühl »ausgelöst« werde. Gefühle, von Angst bis Zorn, werden so im kulturellen Diskurs über Gewalt als dämonische Wesen in der Seele in-

terpretiert, vor denen man sich hüten müsse; es sei denn, es sind die weichen Kuschelempfindungen, die von Kuschelhormonen »ausgelöst« werden. So findet dieser so geheimnisvoll wabernde Diskurs Anschluss an die ältesten magischen Traditionen und sichert so das Vertrauen in die Moderne. Aber ein solcher Diskurs erklärt uns Gewalt nicht, sondern macht ein dämonisches Geheimnis daraus. Gewaltereignisse rufen dann eine Vielzahl von Experten vor die Fernsehkameras, die uns erklären, was mit dem Täter »wahrscheinlich« los ist. Gewalt wird klinifiziert. In Südafrika allerdings, um ein Gegenbild aus der Weltregion zu geben, von der hier eine Autorin kommt, gehört es zur veralltäglichten Erfahrung so vieler, dass ins Haus eingebrochen oder ein Auto aufgeknackt wurde, sodass die Aufregung darüber vergleichsweise gering bleibt. Dort gelten andere Erfahrungen, andere kulturelle Diskurse und Interpretationen von Situationen. In unseren Breiten reagieren viele traumatisiert und behandlungsbedürftig.

Ein solcher Vergleich rechtfertigt nicht Gewalt und verharmlost solche Erfahrungen nicht. Er lässt vielmehr erkennen, wie unsere unbewussten Wertigkeiten und interpretativen Register eingestellt sind. Das Gute, die Demokratie, das Verstehen, Liebe und Anerkennung, Wertschätzung und Respekt gehören hierzulande auf die Seite des »normalerweise Erwartbaren«, das Schreckliche muss uns dann erklärt werden, es bleibt fremd. Moderne Gesellschaften bilden so erhöhte Trauma-Sensibilität aus, wie Reemtsma beschrieb. Gewalt erscheint »unbegreiflich«.

Auch Lindemann (2015, S. 504) »mutet der Pazifismus dieser Sozialtheorien seltsam an, denn Gewalt wird zunehmend empirisch als ein relevantes Phänomen identifiziert«. Gewalt wird für diese Autorin leiblich exekutiert und hat vor allem kommunikative Funktion. Zu den immer wieder überraschenden Befunden gehört, dass Täter ihre Taten vorankündigen, Mitschülern ihre Waffen zeigen oder im Internet ihre Tatvorhaben annoncieren, teils Tage zuvor oder anderthalb Stunden vor der Tat (wie Anders Breivik 2011 in Norwegen), dass aber diese Anderen plötzlich schweigen, auf

die symbolischen Ankündigungen nicht reagieren. Kurz, sie verhalten sich wie »bystander« (Hamm & Spaaij, 2017), die gerade durch Passivität und Nicht-Einschreiten auch bei anderen sozial schwierigen Situationen bekanntermaßen gerade durch ihre Passivität eine wichtige Rolle spielen. Die Rolle der Gruppendynamik findet sich auch bei Böllinger (2020) am Beispiel des deutschen Links-Terrorismus beschrieben. Während sie dort »positiv« ausgerichtet war im Sinne einer Bestärkung Einzelner, muss man im Fall der »lone wolf«-Terroristen wahrscheinlich von einer »negativen« Gruppendynamik sprechen; die Resonanz der Gruppe fällt aus und gerade dadurch exponiert sich der Täter mit seinem Vorhaben und muss es »durchziehen« (Buchholz, 2021).

Es gibt sorgfältige Studien, die biografische Verläufe von terroristischen Einzeltätern untersuchen, meist durch nach ihrer Verurteilung hervorragend geführte Interviews mit ihnen. Sie kommen zu dem Schluss (Eby, 2012; Horgan, 2003), dass es *kein* einheitliches Profil solcher Täter, schon gar nicht im Sinn einer Pathoplastik, gibt und dass nur bei circa 40% eine psychopathologische Diagnose gestellt werden könne. Diese Größenordnung wird auch bei Böllinger (2020) genannt. Die vermutlich umfangreichste qualitative Analyse von über 140 terroristischen Tätern haben Hamm and Spaaij (2017) und Spaaij (2012) vorgelegt und auch sie ermitteln eine vergleichbare Prozentangabe, aber zweifeln, ob den psychiatrischen Diagnosen erklärende Kraft zukommt. Es gibt zu viele andere mit gleichen Diagnosen, die nie gewalttätig werden. Als Beispiel kann man den norwegischen Attentäter Anders Breivik nennen, bei dessen Gerichtsverhandlung die Psychiater sich weder auf eine Diagnose einigen konnten noch ob überhaupt eine psychiatrische Diagnose vorliege.

Simon Cottee, Terrorismusforscher an der University of Kent, der ein kluges Vorwort zum Buch von Hamm & Spaaij geschrieben hat, verweist auf Philip Roths Roman *American Pastoral*. Meredith, die Tochter des Protagonisten Seymour, begeht einen Bombenanschlag, um entschlossen gegen den Vietnamkrieg zu protestieren. Ihr Vater Seymour verzweifelt,

weil er kein Motiv finden kann. Es gab keine seelische Wunde, muss er immer feststellen. Seymour versteht, wie »unknowable« seine Tochter für ihn bleiben wird, sie, die er doch so gut zu kennen meinte von ihren glücklichen Kindertagen an. Seymour nimmt an, »that there are no reasons«. Er folgert, »reasons are in books«. Cottee schließt sich dieser Schlussfolgerung, die ja eigentlich von Philip Roth als dem Autor stammt, an: »I have a great deal of sympathy for this position«, schreibt er in seinem Vorwort. Was Terroristen gemeinsam haben, sind nicht bestimmte Biografien oder Persönlichkeitszüge, sondern dass sie unterstützt werden von Leuten, die bei Hamm & Spaaij »enabler« genannt werden, die sie mit Kenntnissen, Materialien, Waffen versorgen. Sie durchlaufen einen bestimmten, in Stufen beschreibbaren Radikalisierungsprozess. Daran sind andere durch Unterstützung beteiligt oder haben durch Entzug von »social support« darauf Einfluss; es ist ein sozialer Prozess, gesteuert von gemeinsamen (religiösen oder rassistischen) Ideologien und der Verfügbarkeit von Waffen und Zugänglichkeit zu anderen Materialien.

Wenn Diskussionen im englischen Masterkurs an einem solchen Punkt angelangt waren, setzte sich allmählich die Einsicht durch, dass die Beschäftigung mit Gewalt einen anderen Typus von theoretisch-empirischen Zugängen braucht. Trieb-Erklärungen von Gewalt, darauf hatte deutlich Kurt Eissler (2000) hingewiesen, werfen weniger psychologische, als vielmehr logische Probleme auf. Darin folgt ihm, in einem der besten psychoanalytischen Aufsätze zum Terrorismus, der Psychoanalytiker Salman Akhtar (2017), der mit der Frage beginnt, *wer* eigentlich Terrorismus definiert? George Washington, erster Präsident der Vereinigten Staaten, galt jahrzehntelang für die englischen Kriegsgegner als »terrorist«, er soll sogar der erste gewesen sein, der diesen Titel erhielt. Das schon macht es schwer, individualisierenden Behauptungen über Ursachen Glauben zu schenken. Andere Zweifel kommen dazu.

Triebe wie Hunger oder Sexualität haben einen wellenförmigen Verlauf der Abwechslung von Befriedigung und Aufbau erneuter Trieb-

spannung – aber so könne man (so Eissler) weder Perioden historischen Friedens erklären noch die Tatsache, dass die meisten Menschen den allergrößten Teil ihrer Lebenszeit friedlich verbringen. Schaut man in den zweiten Band des Ulmer Lehrbuches (Thomä & Kächele, 1988), das Horst Kächele noch kurz vor seinem Tod für die neue englische Ausgabe bearbeitet hat, erkennt man überrascht, wie sehr Diskussionen über die mangelnde Erklärungskraft triebtheoretischer Modelle innerhalb der psychoanalytischen Welt längst geführt – und geklärt sind! Aber seit den 1990er Jahren sind diese Diskussionen wie aus dem kollektiven psychoanalytischen Gedächtnis verschwunden! Wer Todestrieb-Begrifflichkeiten innerhalb der psychoanalytischen Welt verwirft, riskiert deshalb immer noch leichtfertig, als »kein Psychoanalytiker« zu gelten. Nun, dieser Vorwurf ist dumm (Blass, 2010), weil diejenigen, die andere damit bewerfen, die Rückfrage, wie sie denn Psychoanalyse definieren würden, nicht beantworten können. Und selbst wenn, würden sich rasch andere melden und Gefolgschaft für eine ganz andere Definition fordern.

Andere Zugänge hat in jüngerer Zeit der Sozialwissenschaftler Randall Collins geöffnet, dessen Theorie der Gewalt (Collins, 2008) erhebliche Aufmerksamkeit angezogen und weite Diskussionen ausgelöst hat. Collins weist darauf hin, dass die meisten Menschen, etwa bei Kneipenschlägereien ziemlich inkompetent Gewaltausübende sind, dass man für Gewaltausübung aufwendig trainiert werden muss (militärische Ausbildung, Gruppen von Hooligans, die sich zu Gewalttrainings und Schlägereien verabreden, rechtsradikale Trainings), dass Menschen in Gewaltsituationen nicht etwa »Lust« auf ihren Gesichtern erkennen lassen, sondern Angst, dass die allermeisten Menschen Gewaltsituationen nach Möglichkeit meiden – dies alles widerspricht einer triebtheoretischen Auffassung, erst recht einer, die mit einem Todestrieb Erklärungen liefern wollte. Was Collins realistisch auflistet, passt allerdings nicht zu unseren an Spiel-Filmen geschulten Wahrnehmungen, wo es immer fröhlich zuzugehen schien, wenn Bud Spencer und Terence Hill auf andere eindroschen oder wenn Quentin Tarantino Gewalt

feiert – im Kino hat da kaum jemand anscheinend Angst. Das aber ist im echten Leben vollkommen anders und man kann es, seitdem Video-Studien dazu vorliegen, auf die Collins sich bezieht, deutlich erkennen: Gewalt macht Angst! Wovor? Vor der Konfrontation – und deshalb spricht Collins hier von sehr relevanten Emotionen, nämlich Spannungen (»confrontational tensions«) und fügt denen »fear« an, abgekürzt als *ct/f*. Collins ist durchaus Emotionstheoretiker.

Als genauer Beobachter von Situationen bringt Collins in diese Diskussionen auch für die Psychoanalyse erfrischenden Wind. Er beschreibt *Situationen* der Gewalt, wenn zwei feindliche Gruppen einander gegenüberstehen, etwa Polizei und Demonstranten und einer stürzt. Dann löse dies einen emotionalen »rush« auf der anderen Seite aus, weil plötzlich die Chance geahnt wird, als Sieger aus der Konfrontation hervorzugehen. Schwäche zu zeigen ist in solchen Situationen riskant! Das zu wissen, ist Element der Situation, steigert die *ct/f* und erschwert De-Eskalation. Die *confrontational tension and fear*, die Collins beschreibt, löst sich in einem Angriff und kann zu martialischer Vernichtung führen, wie man sie aus Schlachten beschrieben findet, aber eben auch in Auseinandersetzungen auf unseren Straßen. Der G20-Gipfel in Hamburg 2017 ist ein hier von *Sinja Tsai*, *Johanna Klinge* und *Nicola Graage* beschriebenes Beispiel. Diese drei Autorinnen beschäftigen sich mit dem G20-Gipfel und ihre Beiträge bilden eine Art Schwerpunkt innerhalb dieses Heftes. Politische Führer trafen sich vom 2. bis zum 9. Juni 2017; die Zeitungen schrieben, es solle Klimawandel, Welthunger und Krieg thematisch werden. Viele hatten Zweifel, auch an der Notwendigkeit für einen solchen Aufwand und kündigten Proteste an. Die Polizei entwarf eine Sicherheitsstrategie, die als »Terrorabwehr« erklärt wurde, weswegen ein Beitrag sich mit der Öffentlichkeitsarbeit der Polizei befasst, während die beiden anderen detailliert an verfügbarem Video-Material zwei Geschehensorte beschreiben.

Sie folgen Collins mit der methodischen Annahme, dass man zunächst Situationen und

dann erst deren Emotionen und kommunikative Wertigkeiten beschrieben haben muss, *bevor* man Motive erschließen kann. Motive, diese mächtige Domäne der Psychoanalyse, müssen also nicht ausgeschlossen werden; aber ihre Analyse kommt erst, *nachdem* der Detektiv den Tatort mit Zigarettenstummel samt rotem Lippenstift und anderen Details genau erfasst hat. Psychoanalytische Motivannahmen kommen *methodisch betrachtet* meist zu früh und verleiten spekulativ dazu, Situationen und ihre Details nicht genau genug in den Blick zu nehmen.

Betrachtet man die auf Gesichtern der *Akteure* beobachtbaren Emotionen, die Äußerungen von Polizisten, so sind das Elemente der Situation, die Beteiligte einander zeigen. Jeder kann es am anderen sehen – während des Geschehens. Sie zeigen vor allem Angst – auch dann, wenn sie sich durch Gröhlen, markige Sprüche oder rhythmisches Klatschen ermutigen müssen. Dass man das muss, zeigt die Angst. Es sind meist die *bystander*, die johlen und weiterzumachen auffordern. Aber, selbst beteiligte Polizisten haben erkennbar Angst.

Warum ist das so? Die drei Autorinnen nehmen mit Collins an, dass Menschen gut wissen, was sie anderen antun. Der Folterer, der sich eine brutale Peinigung ausdenkt, hat nicht einen Mangel an Empathie; er kann sich leicht vorstellen, wie das ist, was er da einem anderen antut – und genau deshalb tut er es ja auch. Was als *Die Schule der Gottlosigkeit* (Tišma, 1999) in einem erschütternden Roman (den man besser nicht am Abend liest) aus der Sicht eines Folterers beschrieben wurde, macht vieles klar. Collins beruft sich auf Goffman, für den das »sacred self« durch alltägliche kleine Rituale gewahrt und geschützt wird; weil wir eben wissen, dass wir immer auch die Option haben, zu verletzen. Und sie nicht nutzen, weil wir damit uns selbst dem aussetzen würden, verletzt zu werden. Soldaten beschreiben, wie etwas in ihnen selbst gestorben sei, als sie zum ersten Mal töteten. Erschießungskommandos wird die Überwindung der Tötungshemmung erleichtert, dadurch dass dem Delinquenten die Augen verbunden werden, geübte Killer erschießen Menschen von hinten – weil die

meisten eben dem Blick nicht leicht standhalten können. Bei Collins zitierte Studien weisen nach, dass selbst gut trainierte Soldaten einen großen Teil der Munition »verpulvern«. Die Tötungshemmung zu überwinden ist sehr schwer.

Die hier versammelten Arbeiten sind aus den englischsprachigen, einjährigen Masterkursen an der IPU entstanden, deren zentrales Thema »Violence« hieß. Gewalt als Dimension der Erfahrung theoretisch und empirisch aufzuarbeiten macht Ernst mit einer Programmatik, die wir – Phil Langer, Thomas Kühn und ich – uns an der IPU vorgenommen hatten: Sozialpsychologie als Friedenspsychologie zu lehren. Die Studierenden, die hier schreiben, legen keine eigenen Forschungen vor, das wäre zu viel verlangt. Aber eigene Auseinandersetzungen mit Themen, die im englischen Masterkurs behandelt wurden.

Isabella Krupp beschäftigt sich in ihrem Beitrag über »sexual predators« mit den Mythen, die sich bilden, wenn wir Gewalt als befremdlich, als »Einbruch« aus einem Unerklärlichen auffassen. *Anna Ortmann* thematisiert ein vielen Wahrnehmungen verschlossenes Thema der sexualisierten Gewalt. Im Bosnienkrieg, ebenso wie in vielen anderen der zeitgenössischen Kriege, wird Soldaten die Vergewaltigung von Frauen der Feinde nicht nur erlaubt, sondern erwartet – Gruppendynamik spielt auch hier wieder eine Rolle. Das soziale Wissen darum, wie verwüstend das wirkt, ist denen verfügbar, die anordnen und handeln; sie wissen um die schweren seelischen und sozialen Schäden, die sie zufügen und sie wissen das, *weil* sie soziale Wesen sind, die grundsätzlich auf Reziprozität angewiesen sind, ein Wissen, das sie hier wissentlich (und deshalb schuldhaft) anwenden. Ohne das könnten sie sich weder schuldig fühlen noch schuldig machen noch schuldig gesprochen werden. Ihre Pathologisierung, ihre Beschreibung als »krankhaft«, wie Leuschner (2013, S. 38) zu Recht betont, »beinhaltet stets die Tendenz, die Verantwortung der Täter für ihr Handeln zu minimieren«. Welzer (2006) hat Recht, dass aus normalen Menschen Massenmörder werden können, wenn man nur Situationen, Umstände, Gruppendy-

namik ins theoretische Kalkül nimmt (ebenso Gudehus, 2018).

Die soziale Analyse muss nicht nur Täter einschließen. Es sind nicht nur Frauen, die dulden und entsetzlich leiden, sondern ihre gesamte community. Vergewaltigung zielt auf die Zerstörung von Lebensgemeinschaften weit über die Zahl der Vergewaltigten hinaus – und das trifft dann auch Männer, die ihre Lieben verlieren, sich eventuell zu Kindern der Feinde bekennen, um ihre Frauen zu schützen oder aber diese verstoßen und den Qualen des Gewissens nicht gewachsen sind.

Audrey Namdiero-Walsh aus Südafrika beschreibt ein Thema, das sich hier anschließt: die Auswirkungen der jahrzehntelangen Apartheidpolitik im Land ihrer Herkunft auf die von Männern ausgehende Gewalt gegenüber Frauen; nicht nur in Südafrika, sondern im ganzen Kontinent. Männlichkeitskonstruktionen als gewalthaltige soziale, dann internalisierte Erwartungen, sind ihr Thema.

Carolina Gehrke Gus packt ein komplementäres Thema an: Warum Männer eigene sexualisierte Gewalt-Erfahrungen verschweigen? Sie gehören zu einer Opfergruppe, die kaum spricht. Die Schmach, als Junge sexuell ausgebeutet worden zu sein, ist noch schwerer mitteilbar als es die bei Mädchen und Frauen ist.

Lucija Hrastnik beschreibt, wie wichtig es wäre, nicht nur die ältere Labeling-Diskussion aufzugreifen, sondern wie viel Gewalt in der Zuschreibung von Diagnosen einer Geistesstörung, so muss man ja »mental illness« übersetzen, steckt. Alle Versuche, behandlungsbedürftige Patienten zur Aufnahme einer Behandlung durch Entstigmatisierungsprogramme zu motivieren, haben dieses Ziel mehr oder weniger nicht erreichen können. Warum also nicht die Frage wagen, ob wir die Unzahl von Diagnosen, die mit jeder neuen Auflage des DSM sich zu verdoppeln scheint, nicht einfach aufgeben? Und stattdessen von Menschen und ihren Situationen sprechen, die bedürftig nach verständigen Gesprächspartnern sind? Wäre damit viel verloren?

Es folgen dann die drei Arbeiten von *Nicola Elena Graage*, *Johanna Lilian Klinge* und *Sin-*

ja Tsai zu Collins' Theorie für die Analyse der Vorkommnisse beim G-20-Gipfel 2017. Diese Autorinnen kritisieren an Collins aber auch, wie sehr diese Theorie darin schwächelt, komplexere Phänomene wie zum Beispiel Rassismus als Gewaltfaktoren über die Situationsanalyse hinaus anzuerkennen. Die drei Beiträge konvergieren in der Forderung nach polizeilichen De-Eskalationsstrategien.

Die weltweite Beschäftigung mit Gewalt-erfahrungen hat die Suche nach Versöhnung aufgerufen. Das Modewort des hin geschnellten »'Tschuldigung« kann es nicht sein – aber wie muss etwas, wann sollte es gesagt, wie könnte etwas um Verzeihung und Vergebung Bittendes von denen geglaubt werden, die es dringend zu hören erwarten? In Südafrika waren Wahrheitskommissionen durch Nelson Mandela Mitte der 1990er Jahre eingesetzt worden und als Vorsitzender fungierte Bischof Desmond Tutu. Er war selbst als Schwarzer einer derjenigen, der von den Jahrzehnten der Apartheid gepeinigt war und dennoch Verzeihung und Entschuldigungen glaubwürdig vermitteln konnte; sie waren für die Opfer annehmbar, wenn ihre Peiniger und Folterer in der community der Opfer ihre Taten anerkannten und ihr Handeln bestätigten; die waren eben nicht »erfunden« und andere mussten das hören. Eine Art von kollektiver Therapie eines kollektiven Traumas, die mit den hierzu-lande diskutierten Trauma-Konzepten noch zu wenig in Verbindung gebracht worden ist. Wie, unter welchen Umständen und in welchen Formulierungen um Verzeihung gebeten werden kann, damit beschäftigt sich der Beitrag von *Lisa Wessing*, die ihrerseits Überlegungen zur Wiederherstellung des Sozialen beisteuert.

Irayetzin Hernández aus Mexiko erinnert an die spurlose Verschleppung und Tötung von 42 Studierenden durch terroristische Kommandos und staatliche Ignoranz. Sie schließt die Reihe dieser Beiträge mit einer Reflexion auf das Seminar, auf Lernerfahrung und die Aufgaben der Lehre. Ich kann nicht anders, als mich bei ihr und den anderen Beiträgerinnen von Herzen zu bedanken. Die englisch geschriebenen Texte wurden im Original belassen, damit die Autorinnen sie »mit nach Hause« nehmen können.

Literatur

- Akhtar, S. (2017). The tripod of terrorism. *Int. Forum Psychoanalysis*, 26(3), 139–159.
- Aron, L. (1996). *A Meeting of Minds – Mutuality in Psychoanalysis*. Hillsdale/NJ: The Analytic Press.
- Balint, M. (1968). *Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre*. Reinbek: Rowohlt.
- Bateson, G. (1981). *Ökologie des Geistes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bauer, J. (2011). *Schmerzgrenze: Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt*. München: Karl Blessing.
- Beebe, B. (2014). My journey in infant research and psychoanalysis. Microanalysis, a social microscope. *Psychoanalytic Psychology*, 31(1), 4–25. <https://doi.org/10.1037/a0035575>
- Beland, H. (2015). Der Funktionskreis der angeborenen Antizipationen. Zur Kritik des Affektgesetzes, dass jedes Gefühl Folge eines vorangehenden Situationsurteils sei. *Jahrbuch der Psychoanalyse – Beiträge Zur Theorie, Praxis Und Geschichte*, 71, 179–206.
- Blass, R. B. (2010). Affirming ›That's not psychoanalysis!‹ On the value of the politically incorrect act of attempting to define the limits of our field. *Int. J. Psychoanal.*, 91, 81–99.
- Böllinger, L. (2020). Terrorismus verstehen. *Psychosozial*, 43(160), 111–129.
- Braten, S. (Hrsg.). (1998). *Intersubjective Communication and Emotion in Early Ontogeny*. Cambridge: Univ. Press.
- Bruner, J.S. (2014 [1995]). From Joint Attention to the Meeting of Minds. In C. Moore, P. J. Dunham & P. Dunham (Hrsg.), *Joint Attention. Its Origins and Role in Development* (S. 1–14). Hoboken: Taylor and Francis.
- Buchholz, M. B. (2015). Non-›positivistische‹ Empirie der Konversation – wie die Psychoanalyse dabei ist, endlich wieder Beobachtungswissenschaft zu werden. *Psyche – Z Psychoanal*, 69(5), 452–463.
- Buchholz, M. B. (2019). Interpersonalität und Konversation – Voraussetzungen für eine Theorie. *psychosozial*, 42(155), 67–83.
- Buchholz, M. B. (2021). Lone Wolves's Loneliness. In A. Dimitrijevic & M. B. Buchholz (Hrsg.), *Loneliness and Solitude*. London: Phoenix Pub House (in Vorb.).
- Collins, R. (2008). *Violence – A Micro-Sociological Theory*. Princeton, Oxford: Univ. Press.
- Devereux, G. (1980). Freud, Discoverer of the Principle of Complementarity (A Serious Inaccuracy of Translation in the Standard Edition). *Intern. Rev. Psychoanal.*, 7, 521–539.
- Eby, C. A. (2012). The nation that cried lone wolf: A data-driven analysis of individual terrorists in the United States since 9/11. Naval Postgraduate School Monterey/CA. <https://www.hsdl.org/?view&did=710310> (20.01.2021).
- Eissler, K. R. (2000). Die Mühlsteine der Menschheit. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 42, 13–57.
- Enfield, N. J. (2013). *Relationship thinking – Agency, enchrony, and human sociality. Foundations of Human Interaction*. New York, Oxford: Univ. Press.
- Feyaerts, J. & Vanheule, S. (2017). Expression and the Unconscious. *Frontiers in Psychology*, 8, 15. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.02162>
- Freud, S. (1940). Abriß der Psychoanalyse. *GW XVII*, 63.
- Gudehus, C. (2018). Some remarks on the label, field, and heuristics of perpetrator research. *Journal of Perpetrator Research*, 2(1), 3–8.
- Hamm, M. S. & Spaaij, R. (2017). *The age of lone wolf terrorism. Studies in Transgression*. New York: Columbia Univ. Press.
- Horgan, J. (2003). The Search for the Terrorist Personality. In A. Silke (Hrsg.), *Wiley series in psychology of crime, policing and law. Terrorists, victims and society. Psychological perspectives on terrorism and its consequences* (S. 3–27). Chichester: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9780470713600.ch1>
- Kenny, D. T. (2013). *From Id to Intersubjectivity. Talking about the Talking Cure with Master Clinicians*. London: Karnac Books.
- King, V. (2018). Geteilte Aufmerksamkeit. Kultureller Wandel und psychische Entwicklung in Zeiten der Digitalisierung. *Psyche – Z Psychoanal*, 72(08), 640–665. <https://doi.org/10.21706/ps-72-8-640>
- Leuschner, V. (2013). Exzessive individuelle Gewalt. »School Shootings« und »Lone Wolf Terrorism« als soziale Phänomene. *Berliner Journal für Soziologie*, 23(1), 27–49. <https://doi.org/10.1007/s11609-013-0212-9>
- Lindemann, G. (2015). Gewalt als soziologische Kategorie. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, 101(4), 501–512.
- Loewald, H. W. (1979). Reflections on the psychoanalytic process and its therapeutic potential. *Psychoanal. Study Child*, 34, 155–168.
- Miller-Bottomo, M. & Safran, J. D. (2018). Ferenczi's contributions to relational psychoanalysis: The pursuit of mutuality. In A. Dimitrijevic, G. Cassullo & J. Frankel (Hrsg.), *Ferenczi's Influence on Contemporary Psychoanalytic Traditions. Lines of Development – Evolution of Theory and Practice over the Decades* (S. 227–231). Milton: Routledge.
- Moore, R. (2016). Unterschiede in den kommunikativen Interaktionen von Kleinkindern und Menschenaffen. *Kinderanalyse*, 24(04), 283–304. <https://doi.org/10.21706/KA-24-4-283>
- Picard, F. & Friston, K. J. (2014). Predictions, perception, and a sense of self. *Neurology*, 83, 1–7.
- Reemtsma, J.-P. (2008). *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Ricœur, P. (1986). *Die lebendige Metapher*. München: Fink.
- Spaaij, R. (2012). *Understanding Lone Wolf Terrorism. Global Patterns, Motivations and Prevention. Springer-briefs in criminology*. Dordrecht: Springer.
- Thomä, H. & Kächele, H. (1988). *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd. 2*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Tišma, A. (1999). *Die Schule der Gottlosigkeit* (2. Aufl., ungek. Ausg.). München: dtv.

- Tomasello, M. (2003). The Key Is Social Cognition. In D. Gentner & S. Goldin-Meadow (Hrsg.), *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Thought* (S. 47–58). Cambridge, London: MIT-Press.
- Tronick, E.Z. (2007). *The Neurobehavioral and Social-Emotional Development of Infants and Children*. New York, London: W.W. Norton.
- Welzer, H. (2006). *Täter – Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. Frankfurt/M.: S. Fischer.

Der Autor

Michael Buchholz, Prof. Dr., ist Psychoanalytiker und Professor für Sozialpsychologie an der IPU Berlin und publiziert zu Themen aus Geschichte, Behandlungstechnik und Erneuerungsbedarf der Psychoanalyse. Er plädiert für einen »communicative turn« der psychoanalytischen Theorie.

Kontakt

E-Mail: michael.buchholz@ipu-berlin.de